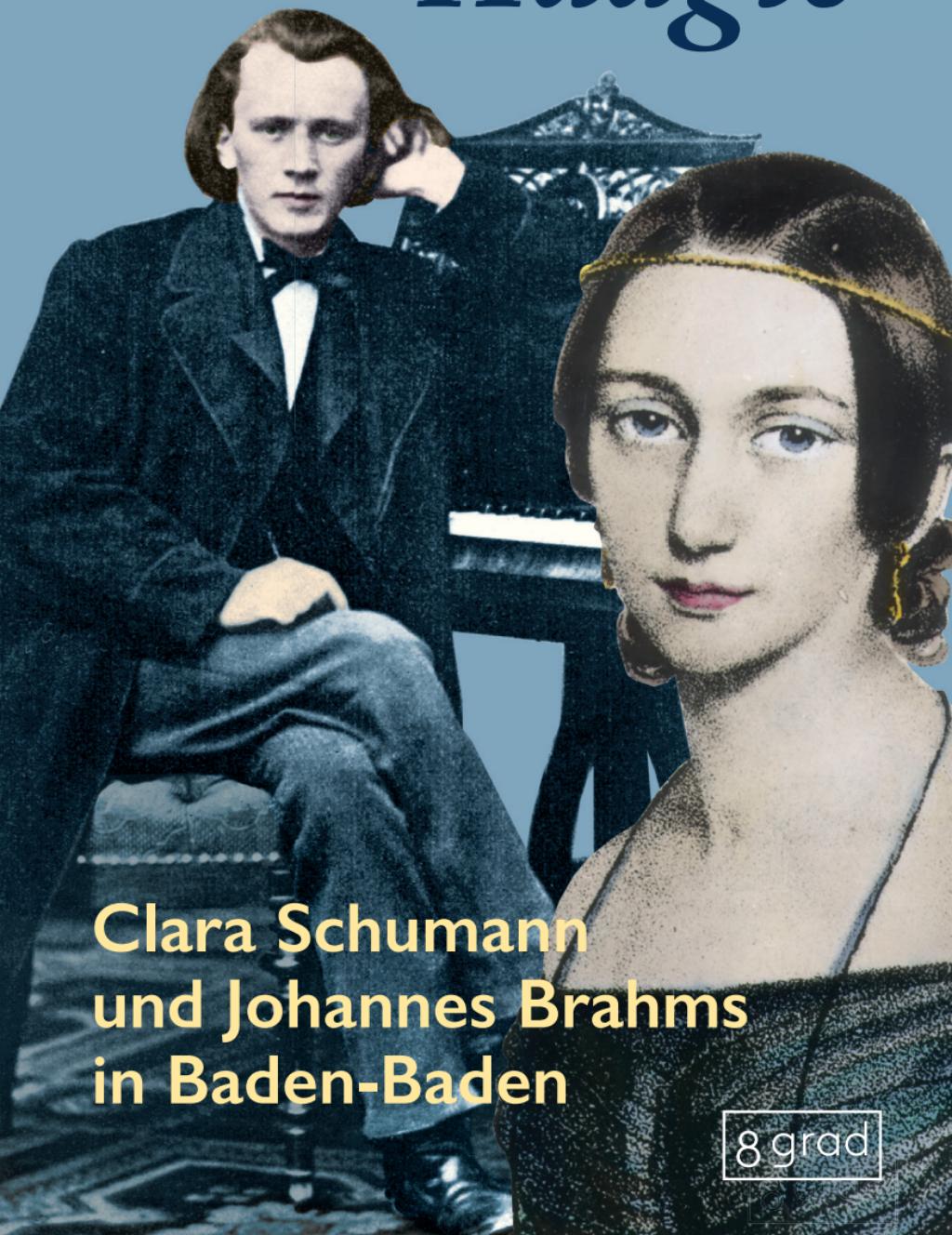


Maria Regina Kaiser

Adagio



**Clara Schumann
und Johannes Brahms
in Baden-Baden**

8 grad

Maria Regina Kaiser
Adagio

8 grad

Maria Regina Kaiser



Clara Schumann (1878/79), Pastellzeichnung von
Franz von Lenbach, © akg-images / De Agostini
Picture Lib. / A. Dagli Orti

Adagio

Clara Schumann und Johannes Brahms
in Baden-Baden

8 grad verlag Freiburg

Inhalt

- 9 Pauline Ankunft, August 1862
- 15 Scrosciando im Oktober
- 27 Ein wundervolles Werk: das A-Dur-Quartett
op. 26 im Lichtentaler Haus Juli 1863
- 32 Ein Schmerz
- 43 Fürchten machen
- 46 Frei, aber einsam Juli 1864
- 55 Briefe an Johannes zur Sonate op. 34
- 61 Hafis am Brunnen
Baden-Baden, Sommer 1865
- 68 Sorgen, nichts als Sorgen
Baden-Baden, Herbst 1865
- 81 Krieg Sommer 1866
- 85 Felix in Berlin mit dem Kompass in der Hand
August 1867
- 88 Kein Klavier und nichts als Regen
Hochzeit im September 1869
- 96 Nicht, wenn Wagner dirigiert
Baden-Baden, Juni 1870
- 101 Sorgen und Schmerzen Sommer 1870
- 105 Opernträume 1871

- 108 So drängt es mich nach meinem *home* 1872
 110 Juni 1872
 111 1873
 112 September 1873
 115 Verkauft! Frankfurt, 1879
- 117 Versöhnung Doppelkonzert
 am 23. September 1887
 124 »Eine schlechte Erfahrung mehr« – September 1892
 126 Wien – 8. Mai 1896

*Und welch Adagio, wonnig singt und klingt
 das bis zur letzten Note! Immer fänge ich es wieder an
 und möchte nicht aufhören.*

Clara Schumann, 3. September 1862,
 an Johannes Brahms

- 131 Anhang
 133 Anmerkungen
 136 Kleines Glossar
 137 Zum Weiterlesen
 140 Zeittafel
 145 Personen
 159 Orte
 165 Dank

*Kann ich doch hier nicht aufhören zu denken,
 ob ich, da ich mich doch vor anderen Träumen besser hüte,
 lieber hier alles, außer einem, genieße und wahrnehme,
 oder nach Hause gehe, eines habe,
 eben zu Hause bin und alles andere lasse.*

Johannes Brahms, 24. Februar 1863,
 an Joseph Joachim

In meinen Tönen spreche ich.

Johannes Brahms, September 1868,
 an Clara Schumann

Pauline
Ankunft, August 1862

Den ganzen Tag über hatte Clara nicht ein Mal an ihren verstorbenen Robert gedacht und ein paarmal sogar laut aufgelacht, als Elise ihr etwas Lustiges erzählte. Während sie der gefalligen Musik lauschte, schämte sie sich. Sie war seit sechs Jahren Witwe, Mutter von sieben unversorgten Kindern und die Erbin der Werke Robert Schumanns.

Das Wetter war an diesem Augusttag des Jahres 1862 prachtvoll. Die Sonne strahlte von einem wolkenlosen Himmel auf die grünen Bäume, die hellen Häuser der überschaubaren Stadt, die wellenförmigen Berge rundum und die Menschenmenge vor dem Konversationshaus. Es war vier Uhr nachmittags, und im Pavillon spielte das Orchester Melodien aus *La Traviata*, danach einen Walzer von Strauss und dann eine russische Romanze, die der Kapellmeister für Orchester instrumentiert hatte.

Hier in der badischen Kurstadt trafen sich die Schönen und Reichen aus ganz Europa. Russische Gutsbesitzer, Adlige und Militärs zog es in die Spielsäle ebenso wie französische und russische Literaten. Generäle und Grafen mit ihren reich geschmückten Damen am Arm flanierten über die Kieswege. Alle sprachen sie Französisch und Clara fühlte sich plötzlich verloren in ihrem schwarzen Kleid inmitten all der flatternden bunten Bänder, der Federn auf den Hüten und des goldenen und glitzernden Geflimmers von den Schleieren der Damen. Russische Offiziere in ihren

Paradeuniformen standen in Grüppchen beieinander unter dem »Russischen Baum«.

»Komm, Mamachen«, sagte Elise. »Tante Pauline wartet schon auf uns.«

Und da standen sie sich auch schon gegenüber – die Witwe Clara, Pauline dagegen in weißem Tüll mit elf Volants, eine Reihe Korallen um den schönen Hals und einen Kamm aus dem gleichen rosafarbenen Material im schwarzen Haar, wie ein sechzehnjähriges Mädchen vor dem ersten Ball, und doch wirkte es bei ihr nicht übertrieben jugendlich.

»Du besitzt die Schönheit der Genialität«, sagte Clara, nachdem sie sich um den Hals gefallen waren. Der Ausdruck von Kraft und Geist lag auf dem Gesicht der Freundin. Selbstsicherheit und Stärke strahlte sie aus. Und nun lächelte die Sängerin, wobei sie den großen Mund mit den blendend weißen Zähnen überweit öffnete.

»Es geht dir gut, man sieht es dir an, Pauline«, sagte Clara.

»Und dir ebenfalls, mein Clärchen, du Hausbesitzerin. Heute bist du nicht mehr traurig. Wann wird deine schöne Tochter heiraten?«

»Zunächst einmal nicht«, wehrte Elise ab. So jung sie war, verdiente sie inzwischen eigenes Geld als Klavierlehrerin und Gesellschafterin.

»Und das gefällt dir, du großes Kind?«, wollte Pauline wissen.

»Unsere Mama braucht außerdem Unterstützung bei ihren Tourneen. Marie und ich betreuen die Kleinen, Eugenie und Felix.« Marie, Claras Älteste, inzwischen einundzwanzigjährig, nahm der Mutter viel ab. »Marie ist Mamas Hausdame.«

»Sieben Kinder sind für eine Künstlerin zu viel!«, lachte Pauline. »Ich bewundere dich, du zartes zähes Clärchen!«

Acht Kinder, durchfuhr es Clara, Emil war als Kleinkind gestorben und sie zählte ihn immer mit, doch sie widersprach nicht.

Ein schmaler Junge trat näher, der eine Kindergeige wie ein Spielzeug im Arm hielt, Paulines jüngstes Kind. Fünf Jahre alt war er jetzt wohl, überlegte Clara. Und das junge Mädchen am Klavier, das ebenfalls aufstand, um sie zu begrüßen? Sie hatte die strahlend blaugrauen Augen Iwan Turgenjews. Wie war das möglich?

»Das ist Paulinette, Turgenjews Tochter. Siewohnt bei uns«, erklärte Pauline. »Eigentlich heißt sie Pelageja. Du weißt ja, wir sind eine große Familie – Flüchtlinge alleamt.« Dabei lachte sie ihr raues Lachen. »Wir werden in Baden-Baden leben, was bleibt uns übrig.«

Ihre offizielle Gesangskarriere hatte Pauline aufgegeben, wohl oder übel, nachdem ihre Stimme hörbar angegriffen war. Die Rolle der Fides in Meyerbeers *Le Prophète* hatte ihr den Rest gegeben. Und in ihrer Jugend hatte sie sich schon geschädigt durch die schwierigen Partien in Rossinis Opern. Ein Jammer war das, denn nirgendwo fühlte Pauline sich so heimisch wie auf der Bühne der Pariser Oper. Ob es die Stimme war oder wie bei ihr, Clara, Hände und Arme, der Körper nützte sich im Lauf der Jahre ab. Jeder Triumph hatte seinen Preis. Aber nein, sich zur Ruhe setzen wie Pauline, das konnte sie sich nicht leisten. Blitzschnell überschlug Clara im Geiste ihre monatlichen Ausgaben.

»Nicht der schlechteste Ort«, sagte sie. Wie ein Wunder erschien es ihr, dass sie ihr behagliches Haus an der Lichten-taler Allee gefunden hatte, zu einem gerade noch erschwinglichen Preis. Nicht so üppig wie das Haus im Schweizerstil am Quettig, in dem die Viardots sich niedergelassen hatten, aber doch ein Heim mit Platz für alle Kinder und für drei Flügel, so bescheiden es auch von außen aussah. Und dann

der kleine Balkon vor ihrem Schlafzimmer! Die Veranda draußen, auf der sie frühstücken würden. Noch war sie nicht eingezogen. Noch war unklar, was sie alles in der Lichten-taler Bleibe unterbringen würde. Den Pelzmantel ihres Robert? Seinen Flügel? Oder sollte sie nicht doch beides Johannes schenken? Die netten Nachbarn nebenan. Julchens Husterei würde sich hier bessern, sie selbst nach anstrengenden Konzerttourneen zur Ruhe finden. Endlich ein Domizil, das ihr auf Dauer gehörte.

Clara senkte den Blick. Welche Pracht in Paulines Palast. Palmen auf Mahagonisäulen, orientalische Teppiche, Ölge-mälde. Pauline zog Clara und Elise zu dem Sofa vor einem Tischchen mit maurischen Schnitzmustern und winkte dem Dienstmädchen, es möge Tee für sie bringen. Wohin man auch blickte, überall behaglicher Wohlstand, der Duft von Reichtum und Überfluss. Paulines Auftritte hatten den Viardots ein Vermögen eingebracht.

»Wir sind Demokraten, du weißt es, Clärchen«, begann Pauline. »*Yo que soy contrabandista*, das Lied meines Vaters. Er war ein Rebell, ein Zigeuner, ein Musiker.« Sie, die Tochter dieses Mannes, könne Unterdrückung nicht ertragen. Und Louis, ihr Mann, und Iwan seien ebenfalls Rebellen.

Elise lachte auf. »Und doch stehen Sie mit all den Hohei-ten und Fürstlichkeiten hier im Bad auf vertrautem Fuß, Tante Pauline!«

»Ein richtiger Zigeuner war Manuel García gar nicht«, erklärte Clara ihrer Tochter. »Aber er fühlte sich als einer ohne Heimat und immer auf der Flucht vor der Obrigkeit, ein Schmuggler, so wie der *contrabandista* seines berühmtesten Liedes.«

Erstaunt horchten sie auf. Der kleine Paul saß am Klavier und schmetterte mit durchdringender Kinderstimme das Lied seines Großvaters.



Pauline Viardot in Baden-Baden (1862), Gustave Doré © akg-images

»Künstler sind beides zugleich, wahre Aristokraten und Aussätzige.« Hoheitsvoll richtete Pauline sich bei diesen Worten auf. »Jeder möchte in unserer Nähe sein. Aber unser Leben wäre dem bürgerlichen Menschen viel zu schwer.« Sie vermisste Paris, fügte sie hinzu. Jetzt müsse sie Baden-Baden zu ihrer geliebten Hauptstadt machen.

»Seien Sie nicht traurig«, meinte Elise, »da, wo Sie sind, ist Paris.«

»Frankreich hat Besseres verdient als diesen Mann, den furchtbaren Napoleon III., den neuen französischen Dikta-tor«, seufzte Pauline auf. »Eine mittelmäßige und groteske *personage*, die den Helden spielt, ein Neffe des ersten Napoleon, dessen Abkunft überdies umstritten ist. Zusehen, wie er das Land unterdrückt? Victor Hugo ist gleich nach dem Staatsstreich ins Ausland gegangen. Er hatte nur zu recht!«

Zu besonderen Anlässen tafelten dieser selbst ernannte Kaiser – jedesmal, wenn sie »Kaiser« sagte, lachte Pauline höhnisch auf – und seine Frau Eugénie von Aluminium-geschirr! Unvorstellbar. Aber so sei dieser Mann, der alles modernisieren, Paris ganz neu gestalten wolle. Und dann das Allerteuereste für sich, Aluminium!

Auch Clara war erschüttert: kostbarer als Gold – Aluminium.

Sie habe gehört, der neue französische Kaiser wolle mit seiner Frau demnächst zu Besuch nach Baden-Baden kommen, bemerkte Elise, und Pauline stieß einen spitzen Schrekkensschrei aus.

Ein schwerer Entschluss sei es für die Familie gewesen, Paris aufzugeben, berichtete Pauline. »Es ging uns so gut wie den Forellen im Bach, wenn die Sonne darauf steht und die Wellen durchdringt. Vorbei.«

Ein brauner Jagdhund mit glänzendem glattem Fell ließ sich zu ihren Füßen nieder. Heute war Louis Viardot offenbar nicht zur Jagd ausgefahren. Clara erfuhr, dass Paulines Ehemann und sein russischer Jagdfreund jenseits von Oos in der Rheinebene ein Jagdrevier gepachtet hatten, zu dem sie fast jeden Morgen mit dem Jagdwagen aufbrachen. Erst am Abend kehrten sie zurück, müde gelaufen, erlegte Wildenten und Hasen über den Schultern. Pauline sah auf und wehrte einen zweiten Hund ab. Das schwarze langhaarige Tier schüttelte sich und rieb die Schnauze an Paulines weißem Rock.

»Raus, Schmutzhund!« Die Sängerin gab ihm einen leichten Klaps. Iwan Turgenjew und ihr Mann liebten die Jagd noch mehr als die Musik, erklärte sie lachend und war nicht ärgerlich über die Flecken auf ihrem Kleid.

»Also, für die nächsten Jahre Baden-Baden«, es hörte sich an, als hätte sie sich gerade erst für die Kurstadt entschieden. Und doch habe sie noch Hoffnungen.

»Weißt du, Clärchen, in Frankreich kommt es zu viel mehr Revolutionen, als ihr in Deutschland wahrnehmt. Irgendwann muss das Regime von Napoleon III. enden – es ist nicht legitim. Er ist ein Usurpator!« Pauline ballte die Hände zu Fäusten und trommelte damit auf den Tisch.

»Denk an die Wälder, die ihr hier habt, an das milde Klima. Das internationale Publikum und jeden Tag Theater oder Konzert, nicht ganz so interessant wie Paris, aber sicher der schönste Kurort in Deutschland«, sagte Clara.

»Doch wir sind und bleiben politische Flüchtlinge.«

Trotz dieser Worte Paulines erschien die Freundin Clara so unbeschwert wie damals als junges Mädchen in Paris, 1839, als Clara bei ihren Leipziger Freundinnen gewohnt hatte.

Mit einem Knicks setzte jetzt das Dienstmädchen Tassen und Teekanne ab und goss den Damen ein.

»Gut, dass ihr nach Deutschland gekommen seid«, meinte Clara nur. »Da sind wir endlich wieder zusammen, wir, die ältesten Freundinnen des Jahrhunderts.«

Scrosciando im Oktober

Monate waren seit dieser Begegnung der beiden Freundinnen vergangen. Familie Viardot hatte sich inzwischen in ihrem Haus am Quettig eingerichtet. Und Clara nannte endlich den Schlüssel für ihr Häuschen in Lichtental ihr Eigen. Pauline hatte ihn ihr überbracht.

Der Schlüssel war das schönste Schmuckstück, das sie je besessen hatte, fand Clara. Da lag er auf dem kleinen Schreibpult zwischen den Champagnergläsern.

»Mein Clärchen, heute bist du glücklich, ich sehe es dir an.«

»Robert sagte immer: Wenn du glücklich bist, hört man es deinem Klavierspiel an«, sagte Clara und hängte sich das blausamtene Band mit dem Hausschlüssel um den Hals. Bei jedem freudigen Ereignis fiel ihr ihr verstorbener Robert ein, und fast zugleich dachte sie an Johannes Brahms, der ihr während Roberts Krankheit zur Seite gestanden hatte. Johannes war zu ihrem liebsten Freund auf Erden geworden, hatte sie dann aber verlassen, um in Einsamkeit und Freiheit seine Werke zu komponieren, sie hatte ihn fortgeschickt, weil es so besser war für sie beide. Doch dann war Roberts Freund und Schüler Theodor Kirchner aufgetaucht und hatte mit ihr zusammen Konzerte gegeben. Theodor war älter als Johannes, reifer. Und er sah Robert so ähnlich, sächselte wie ihr lieber Verstorbener und verehrte dessen Werke. Sie hatte Pauline vorerst nicht von Theodor erzählt. Bald würde er Clara ja hier in Baden-Baden besuchen. Dann wollte sie ihn der Freundin vorstellen.

Nach einer Umarmung war Pauline gegangen. Der Duft ihres Parfüms hing noch im Raum. Clara hob das Glas und trank den letzten Schluck Champagner. Wie immer nach einem Treffen mit ihrer langjährigen Freundin sang sie übermütig vor sich hin. Pauline hatte Clara zum Kauf des Hauses überredet. Für sie war das Leben schwerelos und fröhlich, so schien es. An der Pariser Oper hatte sie als Fides in hundertfünfzig Aufführungen ein kleines Vermögen verdient. Erstaunlich, dass die Rolle einer älteren Frau, der Mutter des Propheten, das Publikum hingerissen hatte. Nicht eine jugendlich schöne Sopranstimme, die um den Geliebten bangte.

Und nebenher waren die Kinder zur Welt gekommen, gab die Freundin glanzvolle Soiréen, schrieb Briefe, erteilte Gesangsstunden und komponierte.



Claras Wohnhaus, Ansicht von der Straße und vom Garten aus.
Das Dachgeschoß wurde erst in neuerer Zeit ausgebaut. © Axel Voigt

Auf jede andere Frau wäre man neidisch, dachte Clara, aber Pauline mit dem großen Herzen liebte sie aus ganzer Seele. Die Spanierin, die mit einem Franzosen verheiratet war, fließend Italienisch, Russisch und Deutsch sprach und deren Leben sich mehr auf der Bühne als im heimischen Haus abspielte, war so anders als sie und ihr doch näher als ihre Schwestern in Leipzig und Dresden.

Beschwingt vom Champagner und von der Gewissheit, ihrer Freundin nah zu sein, ließ Clara Pläne in sich aufsteigen, hörte Musik, Violinklänge und sich selbst dabei am Klavier. Was war es? Die Baden-Baden-Sonate, sie würde sie schreiben. Nach langer Zeit einmal wieder ein Stück für Geige und Klavier komponieren, ihr fröhlichstes Stück. Die Violinstimme würde sie Joseph Joachim zuschicken, dem Geigerfreund, der Johannes so nahe stand, damit er sie einübte.¹

Clara sang die ersten Takte, senkte die Stimme und brummte als Bassoton des Pianos weiter. Mit dem Geigenthema würde sie anfangen: b a d e, das b fremd und schräg, die nächsten Töne freundlich harmonisch. So würde es sein, das neue Leben in der Kurstadt, glücklich und manchmal schwierig.

Der Ort schrie ihr eine ungewohnte Tonfolge entgegen. Musik rauschte aus ihrem Inneren hervor. Clara atmete tief durch und hielt kurz inne. Fast wie Liszt klang die Komposition. Anders als alles früher von ihr Komponierte, anders als Roberts Werke, anders als die von Theodor und Johannes. Neu, ganz ihr Eigenes. Fremd, so wie sie jetzt hier war. Seltsam, so wie die Menschen im Ort hier sprachen. Nicht mehr das Zwickauerische, Leipzigerische. Klang es nicht etwas wie Russisch, wie Französisch, womöglich Ungarisch? Das Neue kam auf sie zu, die Musik der Zukunft, ihrer Zukunft. Mit der Sonate wollte sie den neuen Lebensabschnitt eröffnen.

Im Lauf der Jahre veränderten sich die Menschen, die Männer, die Frauen. Künstler entwickelten sich weiter, blieben nicht stehen, suchten nach neuen Ausdrucksformen. Auch Robert wäre diesen Weg gegangen, wäre ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen. Johannes hatte sie aufgefordert, nicht mehr unausgesetzt um Robert zu trauern. Selbst tiefste Trauer müsse vernünftigerweise einmal ein Ende haben. Und ob es nicht ein Trost sei, dass sein Leben ganz ihr gehöre, für immer. Dass er sie und sie ihn gefunden habe. Das waren seine Worte gewesen.

»*Scrosciando*«, murmelte sie. Robert hatte die italienischen Tempobezeichnungen abgelehnt und dafür deutsche Formulierungen eingesetzt: *Sehr bewegt, Nicht zu schnell, Mit Leidenschaft*.

Ihr Ort. Ihre Sonate. Es war Zeit dafür, die neue Komposition aufzuschreiben. Wo war doch gleich ihr Notenpapier? Sie durchsuchte die Schreibmappe. Unter dem Briefpapier, wie versteckt, lagen die Blätter mit den Notenlinien. Tatsächlich die aus alter Zeit, ein Geschenk des Vaters, mit ihrem Namen zuoberst auf jedem Blatt. Waren es fünfzig oder doch hundert?

Sie zählte, ach, nur dreißig. Ausreichend Platz für die Sonate. Morgen würde sie neues Notenpapier bestellen, das brauchte sie von nun an wieder öfter. Wie fiebrig sie war. Wie jung geworden so plötzlich. Schon flog die Feder über die Notenlinien. Überall rauschendes Wasser. Die Mineralbrunnen, die Oos direkt vor ihrem Haus. Das Stimmengewirr, sobald man sich dem Kurhaus näherte, das Rauschen der seidenen Toiletten, das Knirschen der Schritte auf dem weißen Kies ...

Sie hielt inne und schrieb über die Notenlinien »*Scrosciando*«, rauschend wie ein Sommerregen sollte das Stück beginnen.

»Clärchen, von jetzt an sind wir Nachbarinnen! Ich mit der ganzen Familie in der Tiergartenstraße und ihr alle zusammen in der Lichtentaler Allee«, hatte Pauline gejubelt. Sommer angefüllt mit endlosen Gesprächen und Musik. Hier in Baden würden sie gemeinsam Konzerte geben. Und die Kinder würden ebenfalls mit ihnen musizieren. Joseph Joachim würde die Violinstimme spielen bei der ersten Probe in Paulines Salon und sie, Clara, ihn am Klavier begleiten. Takt für Takt entwickelte sie den ersten Satz. Pauline würde sie in den Arm nehmen und küssen.

»Mein Clärchen, du bist eine richtige Komponistin!«

Würde Robert sich über die Sonate freuen? Ihr armer Robert, dem in seinen letzten Tagen die Engel vorgesungen hatten. Sah er sie jetzt von dem Ort, an dem er war? Und ihr Vater? Würde Friedrich Wieck sich freuen, wenn er ihr zuhören durfte?

»Meine Chiara!«, hörte sie ihn rufen. »Die Sonate muss gedruckt werden!« Und dann nahm er sie auch schon in die Arme. »Ganz meine Chiara«, flüsterte er und strich ihr durchs Haar. »Deiner Schwester Marie gelingen solche Kompositionen nicht. Sie ist nicht so begabt wie du!« Er hatte viel für die Ausbildung seiner jüngsten Tochter Marie getan und große Hoffnungen in sie gesetzt. Ein neues Wunderkind, mit dem er auf Konzertreisen Aufsehen erregte: Die neue Wieck! Dann würde er vorschlagen, gleich noch eine Orchestrierung vorzunehmen. Die Sonate eigne sich vorzüglich auch für die Aufführung mit großem Orchester.

»Dann wäre es ja ein Violinkonzert«, hörte Clara sich sagen.

»Warum nicht?«, gab Friedrich Wieck zurück.

Clara brach ab. »Frauenzimmerarbeit«, sagte sie laut in die Stille. »Zu weiblich, zu sentimental.«



Pauline Viardot (1853). Gemälde von Eugène Pluchart. © akg-images

Johannes? Würde er sie auslachen?

Johannes. Immer wenn sie allein war, sprach sie mit ihm. Und jetzt musste sie ihm sagen, dass sie nicht mehr um Robert trauerte, nicht in diesem Augenblick, nicht mehr mit dem Schlüssel, der an ihrem Hals hing, nicht mehr mit der Sonate, deren ersten Satz sie fast vollendet hatte.

Claras Herz kloppte unabändig, der Mokka war daran schuld, der Champagner machte sie so übermütig. Sie saß immer noch am kleinen Schreibpult ihres Hotelzimmers, die Feder in der Hand, das Tintenfässchen vor sich. Ach, diese Zimmer in den Hotels, die sich alle so ähnlich sahen. Das Glas Wasser auf dem Nachttisch neben dem Bett. Der Nachttopf in Griffweite. Ein Schrank. Das Pianino zum Üben, das sie eigens bestellt hatte.

Reiste sie allein, so fühlte sie sich einsam. Gut, wenn Theodor Kirchner auf dem gleichen Flur wie sie unterkam oder Joseph Joachim. Ideal, wenn Marie oder Elise sie begleiteten, ihre beiden Ältesten. Die Einsamkeit war schrecklich. Anfallsweise kam sie in all diesen Etablissements über Clara wie ein wildes Tier, verkrallte sich in ihr, brachte sie zum Weinen und ließ sie für Stunden nicht mehr los. Ihr Herz war liebebedürftig. Sie vermisste die Kinder, ihren Robert. Sie sehnte sich nach Theodor. Ach, und warum schrieb Johannes nicht? Die Liebe war so lebenswichtig wie die Luft zum Atmen. Allein zu sein, war grausam.

Theodor. Ob sie ihm das Du anbieten sollte, um das er sie so oft gebeten hatte? Das gefährliche Wörtchen »Du«. Aber dann wäre es um sie geschehen. Dann würde es so sein, wie es mit Johannes geworden war, der nun glaubte, ein Anrecht auf sie zu haben, und doch nicht an ihrer Seite geblieben war. Ja, sie war mit ihm für immer verbunden, untrennbar. Er hatte es ihr versichert. Aber eines Tages würde er ja doch heiraten, eine Jüngere, es musste so sein, und sie vergessen. Sie fürchtete sich vor dem Tag, an dem er ihr gestehen würde, dass er sich verlobt habe. Schon jetzt spürte sie Eifersucht auf die junge Glückliche, die er heimführen würde. Mit der er einen Haussstand gründen und Kinder haben würde. Warum tat es weh, daran zu denken? War es nicht der unabänderliche Lauf der Welt?

Missgönnte sie ihm etwa das Glück, das sie ihm nicht geben wollte und konnte?

Eine Beziehung wie die zu Johannes würde sie nicht noch einmal eingehen. Wie gut, dass sie Theodor als lieben Freund gewonnen hatte. Er sah in manchen Momenten aus wie Robert und er erinnerte auch mit seinem sächsischen Tonfall an ihn. Mit ihm an der Seite ließ sich die Einsamkeit besser aushalten.

Clara schob die beiden Blätter mit den ersten Takten ihrer Sonate beiseite und begann zu träumen.

Hier in Baden-Baden würde sie nicht allein sein. Der Ort war erfüllt von Musik und überall sah man Musiker, Dirigenten, Orchestergeiger, Sängerinnen und Sänger, Virtuosen. Alle kamen sie ja hierher, aus allen Himmelsrichtungen.

Warum war sie dennoch wieder so unruhig? Allzu lange wollte sie nicht bleiben, so schön es hier auch war. Jetzt war sie Hausbesitzerin, zum ersten Mal in ihrem Leben. Eine gute Geldanlage war es außerdem, hatte Pauline ihr versichert. Hier könnte sie sich wochenlang ausruhen nach den anstrengenden Konzertreisen der Wintersaison.

Ach, Pauline, du weißt doch, dass ich nicht herumbummeln kann. Ich muss üben und Briefe schreiben. Von allein kommt kein einziger Konzerttermin zustande. Das Programm festlegen, die Säle bestellen, Begleitmusiker anschreiben, die Orchester, Kostenverhandlungen. Die Tickets stechen lassen. Die Reisebillets. Termine müssen abgestimmt werden. Wer bummelt, vertrödelt sein Leben, wird ein verlorener Mensch.

Vor dem Fenster sang eine Amsel ihr melancholisches Lied.

Clara horchte und hörte die Stimme im Raum, als hätte ihr Vater gerade die Tür geöffnet und stürmte herein: Geh ans Klavier! Du musst üben! Mit dem Metronom. Nicht

fantasieren, Tonleitern. Und vergiss die Sonate nicht! Sie muss zum Drucker gebracht werden.

Dabei war er doch weit weg in Leipzig. Oder in Berlin. Jedenfalls nicht hier. Was sie immer hörte, wenn sie allein war. Allerdings wurde ihr Gehör immer schlechter, wenn sie der Musik anderer zuhörte. So überreizt war sie manches Mal, dass sie nur noch falsche, schrille Töne hörte. Niemand durfte davon erfahren. Was, wenn sie keine Engagements mehr bekam? Woher sollte das Geld für all die Ausgaben kommen? Sieben Kinder waren zu viel. Ein Segen, gewiss, aber immer wieder zu viel des Segens. Warum hatte Pauline nur vier bekommen? Vier waren genau die richtige Zahl.

Die Stimme im Kopf: Nicht fantasieren! Nicht träumen! Die Finger müssen geübt werden. Hast du zwei Tage hintereinander nicht geübt, kannst du es nicht mehr aufholen.

Clara schüttelte den Kopf. Am Ende wurde sie noch wahnsinnig. Hatte es bei Robert nicht ganz ähnlich angefangen? Er unterhielt sich mit Geistern, die nur er um sich sah, hörte Stimmen und immer wieder den Ton A.

Der Mokka, den sie mit Pauline getrunken hatte, war schuld. Zu stark war er gewesen.

»Tonleitern, Clara«, wiederholte sie jetzt laut. Aber den einen Brief an Theodor wollte sie noch schreiben. Sie musste ihm von dem Haus an der Lichtentaler Allee berichten, er würde sich mit ihr freuen. Schon im nächsten Sommer wollte er bei ihr hier in Baden sein. Wie schön würden sie es dann miteinander haben. Sie war angekommen. Am Dienstagmorgen würde sie auf das Bürgermeisteramt gehen und sich als badensische Bürgerin eintragen. Tatsächlich lebte sie ja von nun an in einem anderen Staat, nicht mehr in Preußen. Sollte sie womöglich anfangen, auch ein bisschen so zu sprechen wie die freundlichen Badenser hier? Ein bissle?

Was sagen Sie wohl dazu, theurer Freund, dass ich Ihnen heute von hier aus schreibe? Kaum weiß ich recht, wie ich hierher gekommen. Ich habe 3 Tage des Wirrwarrs verlebt, wie ich sie Ihnen kaum beschreiben könnte. Freitag früh kam Ihr lieber Brief, und ich hätte Ihnen so gern gleich einen Gruß für Sonntag morgen nach Winterthur geschickt, es war aber unmöglich. Der Telegraf war den ganzen Tag für mich in Bewegung, nach Mühlhausen wegen Concert, hierher wegen des Hauses und nun ist es mein. Nun bringen Sie im Sommer immer einige Zeit bei mir zu, nicht wahr? Welch ein bewegtes Leben ist doch dieses! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir um's Herz war, als ich heute so allein hierher fuhr, meiner neuen Heimath zu, was wird sie undauernd den gewonnenen Freund mir bringen? Freude oder Schmerzen? – oder beides? – und wie viel dachte ich an meinen geliebten Robert! Sie wissen aber immer noch nicht, wie ich hierher gekommen – also: Stockhausen ging hierher, Viardot's zu besuchen, nebenbei auch noch mal mit der Frau Becker zu sprechen über das Haus. Da half aber nichts sie ließ es nicht unter 1400 Thalern, er ging von hier aus nach Straßburg auf einen Tag, während dem erhalte ich eine Depesche von Benegas. »Madame Schumann für 6 Abende engagiert, gleich Programm schicken.« Nun denken Sie mal meinen Schrecken, ich hatte ja keine Ahnung, was das bedeutet. Stockhausen musste natürlich abgewartet werden um aufzuklären, er hatte, um mich zu überraschen, ein Engagement bei Benegas für mich abgemacht, um mir die 500 G., die das Haus mehr kostet, als ich geben wollte, gleich zu verschaffen. War das nicht liebenswürdig?²

Von der Sonate wollte sie ihm noch nichts schreiben. Mit dem ersten Satz würde sie ihn überraschen, wenn er angekommen war. Sie würde sie ihm vorspielen, ihn anschließend anschauen. Ob er erraten würde, dass sie sie komponiert hatte? Ob er sie dann anderntags überraschen würde, indem er sie ihr vortrug? Ach, Theodor.

Ein wundervolles Werk: das A-Dur-Quartett op. 26 im Lichtentaler Haus

Juli 1863

Ein recht bewegtes Leben war das jetzt. Noch fand Clara es ungewohnt, bei sich im Hause immer so viele Menschen zu sehen.

»Aber es ist doch sehr angenehm, dass man hier immer die Kräfte zu einem Ensemble findet.« Clara lächelte Theodor an und sah hinüber zu den Spielern, die sich eingefunden hatten, Jean Becker stimmte gerade seine Geige, Jaquart packte das Cello aus der Umhüllung und Koning betrachtete prüfend seine Viola.

Die Gäste hatten Platz genommen. Marie und Eugenie reichten Tabletts mit Sektgläsern herum. Wie reizend die Töchter aussahen in den blau-weiß gestreiften Musselinkleidern. Den Stoff hatte die Prinzessin von Hessen der Elise geschenkt, die ihr als Gesellschafterin diente. Ludwig trug eine Platte mit Schmalzbroten und Weintrauben. Wie liebenswürdig von ihm, dass er sich nützlich machte. Sie wollte in Zukunft nicht mehr so streng mit ihm sein. Eigentlich war er doch gar nicht so ungeschickt. Johannes ermahnte sie stets zu mehr Nachsicht mit ihrem Ältesten.

Er wird nun mal kein Beethoven, auch wenn ihr ihn Ludwig genannt habt, sagte er immer wieder mit leichtem Vorwurf.

Clara drehte sich um, als sie einen kleinen Aufschrei hörte. Ludwig hatte ein Schmalzbrot auf Pauline Viardots Seidenkleid fallen lassen.

»Keine Aufregung!«, rief Pauline und lachte vergnügt.
»Mit Kölnisch Wasser rettest du jede Garderobe.« Und schon tupfte sie mit einem weißen Tüchlein und ihrem Parfümflakon in der Hand den Flecken sauber.

Anton Rubinstein begrüßte jetzt Clara und Eugenie, die neben ihr stehen geblieben waren. Der junge Pianist sah wirklich aus wie Beethoven. Die Damenwelt lag ihm zu Füßen. Es hieß, er könne sich nicht retten vor Anfragen von Klavierschülerinnen.

»Van der Zweite«, platzte Eugenie heraus.

Das Mädchen war zu vorlaut, fand Clara und runzelte die Stirn. Das fehlte noch, dass ihre eigene Tochter diesem Mann mit dem Löwengesicht, dem jungen Beethoven, schöne Augen mache. Und Ludwig – warum war ihr Sohn nur so ungeschickt?

»Und Sie wohnen jetzt hier im schönen Baden-Baden, Fräulein Eugenie?«

»Ja, wir sind endlich alle zusammen mit unserer Mutter. Darüber freuen wir uns, weil wir Geschwister uns oft monatelang nicht sehen können.«

Julie trat zu den beiden mit einem Weidenkorb voller duftender Brezeln.

»Wie kommt es, dass Sie so gut Deutsch sprechen, Herr Rubinstein? Ich dachte, Sie seien Russe«, sagte Eugenie jetzt.

So sprach man doch nicht mit einem Mann, den man gerade erst kennengelernt hatte. Die Kleine musste möglichst bald ins Internat, wo man ihr Manieren beibringen würde. Clara wand sich vor Ärger.

Aber der russische Pianist hatte Gefallen an der Unterhaltung gefunden.

»Wissen Sie, ich bin weder Fisch noch Fleisch. Den Juden bin ich ein Christ, den Christen ein Jude. Den Russen bin ich ein Deutscher, den Deutschen ein Russe, den Klassikern



Porträt des Komponisten Anton Rubinstein (ca. 1860–1870).
© akg-images / fine-art-images

ein Zukünftler, den Zukünftlern ein Rückwärtsgewandter. Schlussfolgerung – ein jammervolles Individuum.«

»Sie?«, fragte Eugenie. Die bildhübsche Julie stand lächelnd neben der kleinen Schwester, die dem Russen einen anhimmelnden Blick zuwarf. Elf Jahre war sie erst, im Dezember würde sie zwölf. Höchste Zeit, dass sie Benimm lernte und Damenhaftigkeit. Marie, Elise und Julie waren



Robert und Clara Schumanns Kinder: Ludwig, Marie, Felix, Elise, Ferdinand, Eugenie (1855; Tochter Julie fehlt). © akg-images

Felix und Eugenie gegenüber zu nachsichtig. Gerade kleine Kinder mussten streng angefasst, mussten zu Ordnung und Fleiß angehalten werden.

Nein, sie wollte sich jetzt nicht ärgern.

»Setz dich, Genchen«, sagte Clara. »Das Konzert beginnt gleich.« Sie trat an den Flügel und nahm Platz.

»Ich bin gespannt.« Die Stimme des Russen war wie Löwengrollen. »Vor einer Woche, als ich es zum ersten Mal hörte, habe ich das Quartett nicht recht verstanden.«

Clara antwortete nicht, in Gedanken war sie schon bei den ersten Takten. Ein paar Momente lang stimmten die drei Musiker ihre Instrumente. Theodor, der heute Abend dirigierte, hatte sich vor den drei Streichern aufgestellt, und schon gab er das Zeichen zum Einsatz. Sie hatten kaum vorher proben können und spielten alle vom Blatt, Clara konnte das Stück inzwischen auswendig. Johannes' Werke waren meistens kompliziert im Rhythmus. Nicht die Noten, sondern die Einsätze der Spieler waren schwierig zu meistern.

Die Zuhörerschaft wurde immer stiller, je länger das Spiel dauerte.

Nach dem *Poco allegro* des Eingangsteils hielten die Spieler eine Weile inne. Anstrengend war gerade dieser Anfang, der mit so viel Kraft ausgeführt werden musste. Cello, Geige und Viola wurden nachgestimmt. Dann setzte das *Poco adagio* ein, wehmütig drängend zwischen *piano* gespielten Passagen und *crescendo*-Takten kamen Clara die Tränen: Johannes und sie. Hier sprach er mit ihr. Hatte sie ihn verraten? Ja, so fühlte er es. Litt er unter der Trennung? Er hatte es doch so gewollt, *frei, aber einsam* wolle er leben. *Alla zingarese*, das sei ihm das Höchste.

Clara nahm die Hände von der Tastatur. Der Beifall war sehr stark. Alle Spieler und sie erhoben sich und verneigten sich.

Huldvoll nickte Rubinstein ihr zu und neben ihm war schon wieder Eugenie. Clara beschloss, sich einzumischen.

Das Ungarische am Schluss, das beinahe *alla zingarese*, habe sie besonders beeindruckt, sagte Eugenie.

»Es kommt von der Zeit mit Reményi«, meinte der russische Pianist. »Solche Sachen hat Brahms bei ihm gehört,

und dann wieder von Joseph Joachim, dem nächsten Ungarn in seinem Leben. Seitdem lässt ihn die Puszta nicht mehr los.«

Missvergnügt hörte Clara zu. Als ob er sämtliche Werke des Kollegen Brahms kenne, so tat er, doch Pauline Viardot nahm jetzt Clara bei der Hand und lobte ihr Spiel. Marie näherte sich mit einem Glas Champagner für die Mutter und während sie davon trank, lauschte Clara weiter.

»Die Zigeuner gibt es in Wirklichkeit gar nicht, Fräulein Eugenie.«

»Meinen Sie?«

»Sie sind eine Idee in der Seele des Bürgers der geregelten und organisierten Welt, der Traum von Freiheit, Einsamkeit und Ungebundenheit. Von entfesselter Leidenschaft, wie sie nur außerhalb der Sesshaftigkeit möglich wäre.«

»Und deshalb wird so viel mit ungarischen Motiven komponiert?«

»Wie gut Sie sich auskennen, Fräulein! Sie haben völlig recht.«

»Nicht einmischen, Clärchen.« Das war Pauline. »Lass deiner Kleinen das Vergnügen.«

Ein Schmerz

Wie schön war es, in ihrem neuen Häuschen mit Johannes und den Töchtern zusammen zu sein. Das Wohnzimmer war ein heller Raum. Durch die drei nebeneinanderliegenden Fenster sah man auf die rebenumrankte Veranda, das grüne Gärtchen, die eilig dahinfließende Oos und auf die hohen Platanen der Lichtentaler Allee am jenseitigen Ufer. An der Längswand gegenüber stand der Flügel. Die Tapete, grau mit etwas Gold darin, war von Marie und Clara ausge-

wählt worden und die gerahmten Kupferstiche nahmen sich sehr gut darauf aus. In den Ecken standen Gipsabgüsse des Apollo von Belvedere und der Venus von Milo.

Allerdings war der Schmerz in der linken Hand an manchen Tagen unerträglich. Der Arzt, bei dem Clara gewesen war, hatte sie beruhigt. Da sei nichts, keine Verletzung, keine Zerrung, nichts. Von oben, aus ihrem Zimmer, war Julias heiserer Husten zu hören.

»Das hört sich nicht gut an«, meinte Johannes, der auf dem Sofa seine Zigarre nach dem Mittagessen rauchte. Clara nahm die Hände von den Tasten und besah ihre Linke.

»Selbst mitten im Spiel tut sie so weh.«

Johannes nickte. Vieles verstand er nicht oder wollte es gar nicht wissen, die Sache aber mit dem Pianodeckel, den Robert ihr damals auf die Hand geschmettert hatte, die wusste er. Und Clara musste es nicht aussprechen. Das war das Gute, Johannes war der Mensch, mit dem sie sich über die Töne austauschte. Spielte sie eine Dissonanz, so litt er mit ihr.

»Julie muss ins Gebirge oder in den Süden, damit ihre Lunge sich erholt«, schlug er vor. Warum er sich plötzlich so um Julie sorgte? Das Mädchen war jung und umhegt von allen. Zart und scheu wie sie war, wurde sie von allen verwöhnt. Für Musik interessierte sie sich wenig. Wenn sie im Haus war, spielte und scherzte sie mit Eugenie und Felix, den jüngsten Geschwistern. Wenn Clara am Klavier die Werke ihres Vaters spielte, erkannte sie diese noch nicht einmal als solche. Ob das Chopin sei, hatte sie gestern gefragt, als Clara Roberts *Faschingsschwank* spielte. In musikalischer Hinsicht war diese Tochter eine Enttäuschung.

»Es ist keine Krankheit. Die Lunge ist ganz gesund.«

»Woher weißt du das?« Johannes hatte die Zigarre aus dem Mund genommen.

»Der Arzt hat sie untersucht. Die Lunge ist nicht angegriffen.«

»Aber warum dann der ewige Husten?«

Es sei nervös, Julie sei überdreht. Bei jeder Aufregung setze der Husten ein, da könne man nichts machen, wehrte Clara ab.

Julie war schon immer so. Jede Kleinigkeit regte sie übermäßig auf. Hatte Clara sie für ihr Klavierspiel kritisiert, sprach die Tochter tagelang nicht mehr mit ihr. Schlecht gelaunt saß sie ihr dann am Frühstückstisch gegenüber. Ebenso unerwartet konnte sie wieder röhrend liebenswürdig sein und ihre Mutter umsorgen. Dann brachte sie ihr morgens sogar die Schokolade aus der Küche hoch in ihr Schlafzimmer.

»Südfrankreich. Oder Italien.« Johannes schob die Zigarette auf das Tellerchen neben sich.

Italien oder Südfrankreich, Clara spürte Stiche in der angegriffenen Hand. Wie teuer das wieder werden würde. Was, wenn eines Tages die Finger plötzlich unbeweglich wären? Noch war es nicht so weit. Noch merkte man ihrem Spiel nicht an, dass die eine Hand jeden Tag schwerfälliger wurde. Längst war sie nicht mehr Clara Wieck. Nie wieder konnte sie so sein, so selbstbewusst, so voll Vertrauen auf ihn, immer in der ersten Reihe, der ihr zunichte, Vater Wieck. Wie schnell die Zeit verging. Überall die Wunderkinder in den Konzertsälen, junge Mädchen, lockenköpfige Elfen, deren Finger schwerelos über die Tasten huschten, das Entzücken der Musikkritiker, während sie mit jedem Tag älter wurde. Am schlimmsten dabei – ihr Gehör wurde täglich schlechter. Noch wusste nur sie selbst davon. Das Zittern im Künstlerzimmer vor jedem neuen Auftritt. Marie, die ihr zuvor Samtblumen auf das schwarze Spitzenhäubchen steckte, konnte sie nicht trösten, sie zitterte selbst am ganzen

Leib. Noch bevor die Mutter das Podium betrat, huschte die Tochter ans Ende des Saals, um ihr von dort Zeichen zu geben, wenn der Flügel nicht richtig zu hören war.

Was wusste Johannes von diesen Nöten? Vor jedem Auftritt der Gedanke: Diesmal wird es misslingen. Mit jedem Mal zitterte sie mehr, immer wieder musste sie weinen. Der Dirigent oder Joseph Joachim, wenn er sie begleitete, trösteten sie dann und führten sie zu ihrem Sitz. Das Publikum applaudierte und jubelte, wenn sie, tränenblind, den Kopf vor ihm neigte. Dann der Moment, wenn sie die ersten Tasten anschlug, die Zuhörenden den Atem anhielten und sie mit den ersten Tönen vergaß, dass sie es war, die spielte, wenn sie und die Menschen im Saal miteinander verschmolzen. Dann war nur noch Musik, Roberts *Carnaval*, Thalbergs *Moses-Fantasie*, die die Zuhörer so liebten. Die Blumenbuketts, die am Ende des Konzerts vor ihre Füße fielen, wenn sie sich erhob und leicht verbeugte. Der Beifall. Die Clara-Rufe, wenn sie im Nebenzimmer verschwunden war. Und vor jedem Aufbruch die freudige Fiebrigkeit, wenn sie mit Marie die Koffer packte. Wie anstrengend die Tourneen auch waren, wie sehr sie sich auch ängstigte, es war zugleich schön, sogar ein Glück, mit der Musik durch Europa zu reisen und die Werke, die sie selbst am meisten liebte, öffentlich zu präsentieren.

»Du weißt ja, ich muss verdienen. Ich muss auftreten.«

Die Einnahmen einer Wintersaison für den nächsten Sommer genügten nicht, einen Vorrat musste sie schaffen, noch mehr Aktienpapiere kaufen, ihr Kapital vermehren für die Zeit, wenn sie nicht mehr auftreten konnte. Eugenie und Felix waren so jung, dass ihre Pensionen und Schulen noch weit über ein Jahrzehnt Geld verschlingen würden. Vielleicht würde Felix studieren oder mit Eugenie zusammen ein Konservatorium besuchen. Und immer kam alles



Clara Schumann (1857), Foto von Franz Hanfstaengl. © akg-images

noch teurer, als es ohnehin schon war. Da brauchte Eugenie ein neues Kleid, da waren die Stiefel schon wieder zu klein geworden. Der Klavierunterricht für sie, die Geigenstunden für Felix. Dabei immer das Pochen in der Hand, der bohrende Schmerz, den die Ärzte nicht heilen konnten, gegen den die Kuren in Karlsbad und Kreuznach nichts ausgerichtet hatten.



Theodor Fürchtegott Kirchner (1861). © akg-images

»Versuch es doch einmal mit Bad Ischl«, schlug Johannes vor. »Irgendwann wird der Schmerz nicht mehr da sein, Clara. Von einem Tag auf den anderen hast du ihn vergessen.«

Sie schüttelte den Kopf.

»*So spielt man Schumann nicht*«, flüsterte sie. Den Satz hatte er ihr ins Gesicht geschrien, ihr liebster Robert, der Saal noch voll mit dem Publikum, und ihr den Klavierdeckel

Gefällt Ihnen dieses Buch? Dann empfehlen Sie es bitte weiter.
Mehr über den 8 grad verlag finden Sie auf www.8gradverlag.de
und in unserem Newsletter.



© privat

Maria Regina Kaiser, geboren 1952 in Trier, lebt in Bad Camberg am Rande des Taunus. 1976 Promotion nach Studium der Hilfswissenschaften der Altertumskunde, der Alten Geschichte, Archäologie und Hispanistik. Zahlreiche Veröffentlichungen u. a.: *Annette von Droste Hülshoff. Dichterin zwischen den Feuern* (2021) und *Astrid Lindgren. Helle Nächte, dunkler Wald ...* (2021).

1. Auflage 2024

© 2024, 8 grad verlag GmbH & Co. KG

Sonnenhalde 73 | 79104 Freiburg

Alle Rechte vorbehalten

Köpfe: 07

Herausgegeben von Marion Voigt

Umschlaggestaltung, Layout und Satz:

Julie August, Buenos Aires/München

Umschlagmotiv: colorierte Collage aus zeitgenössischen

Porträts von Clara Schumann und Johannes Brahms

(beide © akg-images)

Lektorat: Marion Voigt, Zirndorf

Korrektorat: Stephan Thomas, München

Herstellung: folio · print & more, Zirndorf

Gesetzt aus der Caslon und aus der Gill

Papier: Munken Print cream 90 g/m² 1,5-fach

Einbandmaterial: Peypint honan 130 g/m²

Druck und Bindung: Steinmeier GmbH & Co. KG,

Deiningen

Printed in Germany

ISBN 978-3-910228-36-8

www.8gradverlag.de

Die Veröffentlichung dieses Werks erfolgt auf Vermittlung
von BookaBook, der Literarischen Agentur Elmar Klupsch,
Stuttgart.